Karl Heinrich Pohl: Moderne Landesgeschichte heute*

Ein solcher Anlaß wie heute ist nicht nur feierlich, er bietet zugleich auch die Chance, einmal provokativ zu argumentieren, Dinge deutlicher und „ungeschützter" sagen zu können, als dies bei einer wissenschaftlichen Tagung normalerweise der Fall ist. Daß dabei ein gewisses Risiko eingegangen wird, die Argumentation nicht „geschliffen", sondern eher vergröbernd ist, versteht sich – ist aber beabsichtigt und gehört zu einem Vortrag.

Um ohne Umschweife und **deutlich** zur Sache zu kommen: Was die hier zu diskutierende Frage angeht, was moderne Landesgeschichte sei, was sie leisten könne und wofür sie stehe, kann es nach meiner Ansicht (und in provokativer Absicht) nur **eine** sinnvolle und vernünftige Antwort geben: Eine **moderne** Landesgeschichte – wobei ich mich nur auf die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, nicht auf Mittelalter oder frühe Neuzeit beziehe – kann heute **keine Landesgeschichte** mehr sein. Sie muß vielmehr zu einer **Regionalgeschichte** mutieren. Das ist meine Hauptthese, und um sie soll es im folgenden gehen.

Mit dieser sicherlich nicht gerade diplomatischen Feststellung macht man sich in einem Kreis von Landeshistorikern sicherlich nicht viele Freunde. Wo aber sonst, wenn nicht in ihrem Kreise, könnte man mit einer solchen These Wirkung erzielen? Der Chancen sind sonst ja nicht so viele: Ich denke etwa an das große Landeshistorikertreffen im Jahre 1995 in Greifswald, wo sich Landeshistoriker aus Ost und West zum erstenmal nach der Wende trafen, um die praktischen und theoretischen Grundlagen ihrer Disziplin zu erörtern. Von einer lebhaften Auseinandersetzung über diese Dinge und gar einer intensiven sachlichen Diskussion über die Leistungen der Regionalgeschichte war dort jedoch nur wenig zu hören.

Es ging vielmehr um die „Regionalgeschichte" in der DDR, es ging um Technisches (etwa um eine elektronische Datenbank) oder um Institutionen, die sich mit Landesgeschichte befassen. Auch unsere schleswig-holsteinischen Freunde berichteten, wie, auf welche Weise und wie im einzelnen die landesgeschichtlichen Forschungsinstitutionen aufgebaut sind, welche Kommunikationsmittel unter den Mitgliedern benutzt werden und wieviele Finanzmittel (sehr wenige leider) für die Forschung zur Verfügung stehen. Sicherlich sind das wichtige Informationen, aber zur systematischen Standortbestimmung sind sie doch nicht recht geeignet. Grundsätzliche Methodenreflektion blieb eher sporadisch. Im übrigen: Daß ausgewiesene Regionalhistoriker zu dieser Tagung eingeladen worden wären und ihre (kontroversen) Positionen hätten verdeutlichen können, ist mir nicht bekannt.

Der Veranstalter selber wußte sich in der Auseinandersetzung mit der offenbar ungeliebten Regionalgeschichte nur dadurch zu helfen, daß er sie – nachdem er ihre Schwammigkeit, Unwissenschaftlichkeit, Perspektivlosigkeit und Unfruchtbarkeit gegenüber der methodisch sauberen Landesgeschichte betont hatte – unter strikten Marxismusverdacht stellte. Es gäbe bis heute (1995), so betonte er, nur zwei Untersuchungen, *„denen tatsächlich ein Begriff von Region zugrunde liegt, der aus der Fragestellung [gemeint ist eine originär regionalgeschichtliche]*

* Der Beitrag gibt in leicht überarbeiteter Form einen Vortrag wieder, der am 20.11. anläßlich eines Festaktes zur Ehrung von Dr. Manfred Jessen-Klingenberg im Landesarchiv Schleswig gehalten wurde. Der Vortrag besitzt daher alle einer solchen Form innewohnenden positiven und negativen Eigenschaften (Redundanzen, Vergröberungen, Überschärfen, „saloppe" Formulierungen).
Die Zitate wurden nicht besonders belegt, sie können aber der im Anhang genannten Literatur entnommen werden.

heraus entwickelt wurde: Eine dieser beiden Arbeiten ist in der DDR, die andere in der BRD erschienen. Beiden liegt ein marxistischer Wissenschaftsansatz zugrunde".

Damit war klar, Regionalgeschichte taugt nicht nur nichts, sondern die Beschäftigung mit ihr soll auch tabuisiert werden. Wer möchte schließlich, nach dem Jahr 1989 und der politischen Wende, noch Marxist sein? Damit soll die Regionalgeschichte – so der offensichtliche Wunsch zumindestens von Buchholz – entscheidend getroffen werden. Sie soll toter als tot sein. Das ist sie aber – so meine Ansicht – nicht.

Kommen wir also zur Sache, wobei es, um das nocheinmal zu wiederholen, nur um die Erforschung des Zeitraumes vom beginnenden 19. Jahrhundert bis heute gehen soll: Was unterscheidet Landesgeschichte von Regionalgeschichte und welche Vorteile bietet eine Konzeption einer modernen Regionalgeschichte gegenüber der der Landesgeschichte?

Um eines vorwegzunehmen: Es geht hier nicht um gegenseitige Abwertungen. Die Landesgeschichte hat der Geschichte im allgemeinen und der Regionalgeschichte im besonderen viel gegeben. Ihre Leistungen vor allem im Bereich des Mittelalters, aber auch bis ins 19. Jahrhundert hinein, sind unumstritten. Viele Vertreter von Regional- und Landesgeschichte bevorzugten und bevorzugen zudem auch heute noch gemeinsam einen strukturorientierten methodischen Ansatz. Ein Plädoyer gegen Landesgeschichte und für eine Regionalgeschichte stellt also keine generelle Abrechnung mit der Landesgeschichte und ihren großen Verdiensten praktischer und – ich betone das – auch theoretischer Art dar. Allerdings gibt es deutliche Defizite des landesgeschichtlichen Ansatzes, und hier insbesondere für das 19. und 20. Jahrhundert. Darauf soll pointiert hingewiesen und daraus müssen „radikale" Konsequenzen gezogen werden.

1. Die Landesgeschichte, ob sie sich auf frühere Zeiten oder auf gegenwärtige bezieht, setzt als geographische Größe für ihr Arbeitsgebiet immer und ohne Ausnahme politisch-administrative Einheiten voraus. So definiert sie sich. Das ist gewissermaßen ein grundlegendes Theorem ihres Ansatzes. Wenn sie das nicht täte, würde sie „Etikettenschwindel" betreiben, wäre keine Landesgeschichte mehr. Zudem sind etwa Ansätze, die diesen Weg gingen, wie etwa das „Kulturraumkonzept" Hermann Aubins, methodisch selten völlig ausgereift gewesen. Hinzu kommt: Nicht unwesentliche Vertreter einer solchen Konzeption haben sich seit dem Ende der zwanziger Jahre in eine heillose Nähe zum „Völkischen" begeben und damit diesen Ansatz politisch und wissenschaftspolitisch erheblich diskreditiert.

Die geographische Bezugsgröße der Landesgeschichte – um darauf zurückzukommen – kann ein kleineres oder auch größeres Königreich sein, ein gräfliches Territorium, eine Provinz, eine Kommune, ja selbst ein Stadtviertel (oder auch nicht). Eines ist allen diesen geographischen Einheiten immer gemeinsam: Die Grenzen des zu untersuchenden Objektes werden durch die Politik oder die (politische) Verwaltung festgelegt. Alle Untersuchungsobjekte der Landesgeschichte – und das müssen nicht immer politische sein – erhalten dadurch ihre räumliche Ge-

stalt, ihren geographischen Hintergrund und schließlich auch ihren historischen „Rhythmus". Politik ist das Maß aller Dinge.

Darin besteht ein erheblicher Vorteil, denn das Gemeinte läßt sich in der Realität immer konkret wiederfinden und lokalisieren. Es läßt sich genau definieren. Darin besteht aber auch – und darauf möchte ich besonders eingehen – ein erheblicher Nachteil. Alle wissenschaftlichen Betrachtungsweisen der Landesgeschichte werden nämlich – und das kann gar nicht anders sein – durch das Grundkriterium (Land oder ähnliches) beeinflußt. Insofern erinnert die Landesgeschichte an die Nationalgeschichte, die auch immer von einem nationalen Territorium ausgeht und von daher argumentiert. Landesgeschichte wäre in diesem Sinne als so etwas wie eine „verkleinerte" Nationalgeschichte anzusehen.

Solange man nun das „Politische" als die entscheidende Größe, als diejenige also, die die Welt und die Geschichte „bewegt", akzeptiert und andere Aspekte und andere historische Dimensionen dieser speziellen Größe (die zweifellos nicht vernachlässigt werden darf) unterordnet, macht die Wahl nach politischen Grenzen keine Schwierigkeiten. Wem Politik und Politikgeschichte (fast) alles ist, der wird zufrieden sein und nichts vermissen. Problematisch wird ein solcher Zugriff erst dann, wenn man andere Kategorien dem Politischen gleich- oder sogar überordnet. Wie rechtfertigt sich dann – so wäre zu fragen – die Bevorzugung der Kategorie „Land"?

Folgt man den Überlegungen von Max Weber – und es gibt gute Gründe dafür, das zu tun – dann gibt es sinnvollerweise erheblich mehr Dimensionen geschichtlichen Wirkens, mehr jedenfalls als die eine, die der deutsche Historismus schon immer bevorzugt hat und auf die er sich häufig beschränkte. Weber erkennt drei Dimensionen von gesellschaftlichen Realitäten, durch die das Leben der Menschen bewegt und beeinflußt wird und die die Breite der Geschichte gewissermaßen ausmachen.

Das eine ist das Ökonomische (das die Marxisten so einseitig favorisiert haben), das andere das Politische (das immer noch in der gegenwärtigen Forschung die Hauptrolle spielt) und das Dritte schließlich ist das Kulturelle (der Lieblingsgegenstand einer neuen, sich kulturalistisch verstehenden jungen Geschichtswissenschaft). Durch diese drei Aspekte – gleichwertig nebeneinanderstehend – kann nach Weber (aber natürlich nicht nur nach ihm) der Lauf der historischen Dinge am sinnvollsten beschrieben und analysiert werden. Sie sind – sehr vereinfacht und nur für den „Hausgebrauch" ausgedrückt – entscheidende Kategorien, in die man „Historisches" sinnvoll einbetten kann. Ein besseres Modell hat sich jedenfalls bislang noch nicht präsentiert. Wieweit das Geschlecht eine weitere dieser Großkategorien sein könnte, vermag ich nicht zu beurteilen.

Wenn das aber so ist, muß der Gegenstand der historischen Betrachtungsweise, so ergibt sich schlüssig, ein solcher sein, der dieser Kategorisierung gerecht wird und sie optimal berücksichtigt. Dem Aspekt des „Politischen" wird nun die Landesgeschichte sicherlich gerecht, stützt sich ihr Gegenstand – aus welcher Sicht man ihn auch betrachten möge – doch immer auf eine durch politische Kräfte zustande gekommene und begründete Einheit. Wie aber ist es mit den Dimensionen von Wirtschaft und Kultur, den gleichwichtigen anderen Kategorien?

2. Die Wirtschaftsgeschichte war es denn auch, die vor gut zwanzig Jahren zu dieser Frage wesentliche Anregungen gab. Bei der Suche nach den Anfängen der Industrialisierung stellte sich heraus, und das gilt praktisch für alle sich industrialisierenden Gesellschaften Westeuropas, daß die Nation oder ein politisch-administrativ abgegrenztes Territorium für einen angemessenen Zugang nicht besonders geeignet ist. Er trifft die spezielle Problematik der Industrialisierung nicht, die eben nicht nur in staatlich vorgegebenen Räumen voranschreitet. Exakter ist ein Zugriff mit Hilfe einer anderen Größe, nämlich der Region, wie immer diese auch zu definieren sei.

Die Region ist, ich zitiere Sidney Pollard, „die wesentliche operative territoriale Einheit für die Industralisierung". Nur mit einer solchen Größe könne man – so Pollard weiter – die Faktoren herausdestillieren, die beispielsweise für den industriellen „take off" im 19. Jahrhundert verantwortlich waren. Diese Größe ist aber nicht – das muß hier besonders betont werden – als die Verkleinerung eines Landes oder einer Nation zu verstehen, sondern als ein eigenes Gebilde, das sich auch quer zu den politisch-administrativen Größen etablieren kann.

Insofern wäre es also wenig hilfreich, von der Industrialisierung in Preußen, im Deutschen Reich oder auch in Sachsen zu sprechen, selbst wenn der Staat als Faktor regionaler Industrialisierung in der deutschen Geschichte nicht unbedeutend war. Richtiger wäre es hingegen, etwa das Bergische Land, das oberschlesische Industriegebiet oder das Ruhrgebiet als Ausgangsgrößen für eine solche Untersuchung zu nehmen. Dies aber sind keine politisch definierten Räume. Man sieht also: Klassische Landesgeschichte tut sich im 19. und 20. Jahrhundert schwer.

Ähnliches tritt ein, wenn man den „kulturellen Faktor" der Geschichte – die dritte gleichberechtigte Größe – untersucht. Kultur meint in diesem Zusammenhang, sowohl im Sinne der Wehlerschen Gesellschaftsgeschichte als auch in Nipperdeys Jahrhundertwerk, nicht etwa nur Goethe und Schiller, Schule und Universität und, wenn es hochkommt, auch noch die Trivialliteratur, sondern bezeichnet – wie Reulecke es in Anlehnung an Clifford Geertz definiert – *„die Austausch-, Deutungs- und Vergesellschaftungsprozesse, über die Gesellschaften hergestellt werden"*. Kultur ist mithin ein System, mit dessen Hilfe die Menschen ihr Wissen vom Leben und ihre Einstellungen zum Leben mitteilen, erhalten und weiterentwickeln. Dies kann, theoretisch und partiell, auch in einem nationalen Rahmen erfolgen, auch in einem Land oder einer bürokratischen Einheit. Das muß es aber nicht, und darauf kommt es hier an.

Für ein solches kulturelles System ist – so der Trend der gegenwärtigen Forschung – in erster Linie eine überschaubare Nahwelt notwendig. Diese reicht im idealen Falle genau so weit, wie die Bewohner sich zu ihr gehörig betrachten, sich mit ihr identifizieren und sie als „besonders" und für sich wichtig erleben. Dieser Raum kann im Einzelfall wiederum, er muß es aber nicht, mit politisch-administrativen Gebilden zusammenfallen.

Wenn man ganz weit gehen will – und manche Historiker tun das in letzter Zeit – „entgegenständlicht" sich dieser kulturelle Raum sogar manchmal. Dann ist er mit einer Landesgeschichte schon gar nicht mehr

zu greifen. Man kann in diesem Zusammenhang etwa an die Ergebnisse der Jugendpsychologie anschließen. Kulturelle Nähe – manchmal auch als Heimat bezeichnet, dieser Begriff aber gewissermaßen „gereinigt" von seinen negativen und unseligen historischen Konnotationen – findet sich häufig nicht geographisch verortet, sondern vielmehr sozial. Das kulturelle Feld befindet sich mithin, wo man sich in einem bekannten Kreis, einer sozialen Gruppe, im Alltag trifft und wo man sich aktiv verwirklichen kann.

Das kann der Bahnhof sein, der Eingang zu einem Kaufhaus, vor dem man biertrinkend lagert, der Jugendklub oder das Kino, egal welcher Film dort gerade läuft. Und dies alles kann irgendwo sein. Es muß nur für die Gruppe bequem erreichbar sein. Die Bedeutung der Clique oder der Gruppe geht also in diesem Fall vor die Bedeutung des konkreten Raumes. Die Gruppe schafft sich ihren jeweils benötigten Raum neu, wechselt ihn aber auch nach Bedarf, je nach Lust und Laune. Der Verlust der Clique ist in diesem Fall viel bedeutender als der Verlust eines relativ unbedeutenden konkreten und fest fixierten Raumes.

3. Wie soll nun die klassische Landesgeschichte und ihr Instrumentarium mit diesem Phänomen fertig werden? Erlaubt muß natürlich auch die Gegenfrage sein: Wie antwortet die Regionalgeschichte auf diese Herausforderungen?

Erstens ist dazu festzustellen: Eine geographische Größe, die allen Anforderungen, sowohl denen von Max Weber als auch dem „Nichtraum" der neuen Jugendforschung entspricht, gibt es nicht, kann es auch gar nicht in der Realität geben. Das aber behauptet die Regionalgeschichte auch gar nicht. Im Gegenteil: Aus dieser Unmöglichkeit zieht die moderne Regionalgeschichte die Konsequenz, daß sie – ich drücke es ganz scharf aus – in erster Linie auch gar nicht mit vorhandenen Realitäten arbeiten will, sondern statt dessen eher mit theoretischen Konstruktionen im Sinne von Max Webers „Idealtypen".

Eine Region in diesem Sinne wäre dann ein theoretisches Konstrukt, das erstens (da es einen Idealtyp darstellt) in der Wirklichkeit niemals vorhanden ist und zweitens durch (im besten Falle) Vorhandensein von gemeinsamen und überwiegenden politischen, ökonomischen und kulturellen Faktoren gekennzeichnet wird. Vor allem: Es existiert oftmals eher in den Köpfen der Menschen als auf der Landkarte oder in politischen Gebilden. Eine solche Bezugsgröße ist wissenschaftlich gesehen also „weich" und verändert sich, wie sich denn auch das Bewußtsein der Menschen verändert. Das allerdings ist stabiler, und Veränderungen geschehen langsamer, als man manchmal denken mag. Deswegen ist die theoretische Bezugsgröße „Region" keineswegs – wie manche Kritiker behaupten – völlig beliebig, sondern ein vielgestaltiges theoretisch jeweils neu reflektiertes Konstrukt.

Daraus ergibt sich, daß Regionalgeschichte ersteinmal ein höchst theoretisches Gebilde ist. Der Regionalhistoriker muß – das folgt daraus – immer auch ein theoretischer Kopf sein. Das vergißt man häufig, wenn man über Regionalgeschichte urteilt, und manche Regionalhistoriker vergessen das manchmal auch. Regionalgeschichte kann ohne Theorien (denn es gibt ja nicht die eine, die verbindliche) nicht auskommen. Wer

Theorien in der Geschichtswissenschaft generell ablehnt, wird dementsprechend schwerlich eine solche Regionalgeschichte betreiben wollen. Er wird dies aber auch nicht können.

Zweitens ist zu betonen, daß sich durch einen solchen Zugriff nicht nur der Gegenstand, sondern auch die Zielsetzungen des Forschers verändern. Eine solche hier ganz grob skizzierte Regionalgeschichte dient immer nur als Analysekategorie. Ihr Ziel ist dementsprechend rein wissenschaftlich, analytisch. Ziele wie Stiftung von heimatlicher oder regionaler Identität sind ihr fremd. Vielmehr interessiert sie – die hinter allem immer Verursacher und Verursachungen vermutet und nicht von naturgegebenen, gewachsenen, eigenen Dingen ausgeht – vor allem die Konstrukteure eines solchen Regionalbewußtseins. Identitätsstiftende „Heimatgeschichte" und theoriegeleitete Regionalgeschichte sind also etwas völlig Verschiedenes, das kann man nicht deutlich genug sagen.

Hierzu eine ganz persönliche Bemerkung: Ob es überhaupt die Aufgabe der Geschichte und Geschichtswissenschaft sein soll, Identitäten zu schaffen, halte ich für höchst fraglich, selbst wenn dies in guter Absicht von Pädagogen gefordert wird. Das Ziel der Geschichtswissenschaft und des Geschichtsunterrichtes muß nach meiner Ansicht die Aufklärung sein, die rationale Analyse mit dem Ziel, für das konkrete Leben die Chancen einer vernunftgeleiteten Orientierung zu vermehren, wie Hans-Ulrich Wehler das schon vor 25 Jahren ausführte. Damit hat die Geschichte wahrlich genug zu tun. Zu Identitätsstiftungen (im Großen der Nation, wie im Kleinen der „schönen" heimeligen Heimat) sollte sie sich, selbst wenn ihr dies von Lehrplanreformern immer wieder angetragen wird, nicht hergeben.

4. Wie identifiziert man nun einen solchen regionalhistorischen Raum? Wo befindet er sich, wenn es ihn offenbar in der greifbaren Realität gar nicht gibt? Einmal – das wurde bereits gesagt – gibt es ihn nur in der Annäherung, niemals richtig und wirklich. Dabei möchte ich aber nicht stehenbleiben. Man muß kein Anhänger der „kulturalistischen Wende" in der Geschichtswissenschaft sein, um eine weitere, etwas konkretere Antwort zu finden: Diese regionalhistorische Größe befindet sich auch in der „subjektiven Erfahrung" der Menschen, im mentalen Ordnungsraster der sich einer Region verbunden fühlenden Bewohner. Dort allerdings ist diese Größe sehr konkret vorhanden.

Es handelt sich hierbei – um noch einmal Jürgen Reulecke zu bemühen – um „*mentale Ordnungsraster, die in besonderer Weise das 'Wir' von dem 'Anderen' zu unterscheiden helfen, die dem Raum, in dem konkrete Menschen leben, innere Logik und Identifikationsmöglichkeiten bis hin zum Heimatgefühl verleihen*". Auch wenn man sich Reulecke nicht völlig anschließen mag, dieser Aspekt sollte jedenfalls intensiv berücksichtigt werden.

Es handelt sich also meistens (nicht immer) um kleine, überschaubare Räume, die in der Regel unterhalb der nationalen Ebene zu suchen und zu finden sind. Kennzeichnend für sie ist eine Reihe von (möglichst) wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Gemeinsamkeiten, die die Bindung gewissermaßen nach innen gewährleisten, während gleichzeitig der Bedarf besteht, sich nach außen abzugrenzen. Das kann

jeweils eine politische Dimension besitzen, muß es aber nicht in jedem Fall. Das spezifische „Eigenbewußtsein" wird jedoch in der Regel nach außen hin offensiv vertreten, manchmal sogar aggressiv betont.

Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: Die konkret in einer Region lebenden Menschen können in Hinwendung zu dieser Region durchaus Heimatgefühl und Identifikationen entwickeln, eine Sache, die von den politischen Parteien heutzutage geschickt ausgenutzt und häufig auch auf die Länder der Bundesrepublik bezogen wird: „Wir in Nordrhein-Westfalen"; „Unser Sachsen"; „Unser schönes Bayern". Es wäre also noch eine schöne Aufgabe an die schleswig-holsteinische Landesregierung zu delegieren. Aufgabe und Ziel der Regionalgeschichte selber ist es jedoch nicht, in dieser Hinsicht zu wirken und Region mitzukonstruieren. Wichtig ist vielmehr – auch da folge ich Jürgen Reulecke –, den Konstruktcharakter der Region zu erforschen, deren Konstrukteure und Symbolgehalte zu analysieren und als Elemente des konkreten Lebens aber auch als historisch wirkende Elemente ernstzunehmen.

Man kann es so ausdrücken, wie Rüdiger Gans es tut: „*Der Begriff Region stellt eine wissenschaftliche Beschreibungs- bzw. Beobachtungskategorie dar, die durch ein regionalgeschichtliches Forschungsproblem einen objektivierbaren Bezugspunkt erhält. Damit soll eine forschungspraktische Antwort auf die Frage, was eine Region sei, geliefert werden. Die Festlegung einer Region in diesem Sinne orientiert sich daher an beschreibbaren Merkmalen oder Merkmalbündeln. Diese können naturräumlicher, administrativer oder rechtlicher (z.B. Territorialgrenzen), ökonomischer (Häufung bestimmter Produktionsformen sowie Verkehrs-, Handels- und Wirtschaftsbeziehungen) oder kultureller Art (Sprachen und Dialekte, Bauformen, Konfessionen, Verbreitung von Medien etc.) sein*". Daß sich an einem solchen rein analytischen Begriff eine auf Konkretes gerichtetete Landesgeschichte mit großer Ausdauer reibt und die scheinbare Schwammigkeit kritisiert, darf nicht verwundern.

5. Was leistet eine solche Regionalgeschichte nun? Im besten Falle – und von dem möchte ich hier ausgehen – gelingt es ihr mit ihrem mehrschichtigen und multidimensionalen Zugriff, die wesentlichen Faktoren, die auf historisches Geschehen wirken, theoretisch gebührend zu reflektieren, angemessen zu berücksichtigen und in ihren jeweiligen Abhängigkeiten und Beeinflussungen auszuleuchten. In einem solchen konstruierten Raum ist es dann möglich, den Prozeßcharakter von Geschichte, ihre Kontinuitäten, aber auch ihre Diskontinuitäten zu verdeutlichen und herauszuarbeiten. Strukturelle Aspekte können so erforscht und identifiziert werden. Aber auch die Dimension der subjektiven Wahrnehmung von Geschichte, also die jeweilige Konstruktion der Wirklichkeit durch die Menschen vor Ort, erhält in einer modernen Regionalgeschichte einen gewichtigen Platz. Das innere und äußere Milieu einer Region wird so sichtbar. Geschichte ist damit nicht nur „objektiv", sondern zugleich auch „subjektiv".

Daß eine solche Geschichte nicht nur wissenschaftlich fruchtbar, sondern didaktisch sinnvoll und für die Konsumenten von Historie besonders attraktiv ist, sei noch hinzugefügt. Ihre Leistung besteht auch

darin – und hier spreche ich als Geschichtsdidaktiker –, mehr und vor allem viele Menschen dazu zu bringen, sich mit den verschiedenen Dimensionen der Geschichte zu beschäftigen, selbst wenn man oftmals den Mangel an theoretischer Reflexion kritisieren muß.

Positiv ist aber: Regionalgeschichte (besonders in Verbindung mit einer sich als „Geschichte von unten" verstehenden breiten allgemeinen Geschichtsbewegung) hat es verstanden, die Geschichte wieder zu den Menschen zu bringen, dorthin also, wo die Geschichte hingehört. Sie hat erheblich dazu beigetragen, das Geschichtsbewußtsein breiter Schichten zu beeinflussen, und das nicht zum Schlechten. Wenn das ihre einzige Leistung gewesen wäre, dies könnte man jeder Kritik entgegenhalten, müßte man schon mit ihr zufrieden sein.

Zum Schluß seien, wie es sich gehört, jedoch einige Worte der kritischen Selbstbeschränkung gesagt. Regionalgeschichte hat selbstverständlich Grenzen. Sie muß es fertigbringen – und das gelingt ihr nicht immer –, ihren „totalen" Anspruch auch angemessen zu verwirklichen. Sie muß ihren Ansprüchen auch in einer Fülle von Arbeiten gerecht werden. Sie muß ihre Theorien mit Leben füllen, so daß der Geruch der abstrakten Theoretisiererei mit Recht zurückgewiesen werden kann. Der Hang zur Theorie ohne ausreichende sachliche Substanz ist manchmal nämlich höchst verdächtig und fragwürdig.

Regionalgeschichte kann zudem, wenn sie diese Voraussetzungen erfüllt hat, ihre volle Wirksamkeit grundsätzlich erst dann entfalten, wenn sie den Vergleich mit Vergleichbarem, aber auch den Vergleich regional, national und international nicht scheut. Das geschieht viel zu selten. Sie muß zudem bereit sein, ihre Ergebnisse in eine wissenschaftliche Gesamtansicht einzubringen. Erst unter diesen Umständen, in der Auseinandersetzungen mit anderen historischen Zugriffen und Methoden, kann sich ihre Tragfähigkeit beweisen.

Keineswegs ist es nämlich so – dies zum Abschluß –, daß Regionalgeschichte von vornherein der „Königsweg" der neueren Geschichtsforschung sein muß. Regionalgeschichte ist und bleibt **eine** Rekonstruktionsmethode zur Erhellung der historischen Vergangenheit, der ich persönlich viel zutraue, die aber dieses Vertrauen immer wieder rechtfertigen muß. Wenn es Ansätze geben sollte, die die Leistungen der Regionalgeschichte übertreffen könnten, darf man nicht um jeden Preis auf ihr und ihren Methoden beharren. Vielleicht strengt sich ja eine „erneuerte Landesgeschichte" besonders an? Ich würde das begrüßen und wünsche ihr viel Erfolg dabei.

Literatur

Brackensiek, Stefan u.a. (Hg.): Kultur und Staat in der Provinz. Perspektiven und Erträge der Regionalgeschichte, Bielefeld 1992.

Briesen, Detlef/Gans, Rüdiger: Regionale Identifikation als „invention of tradition"; in: Berichte zur deutschen Landeskunde 66 (1992), S. 61-73.

Briesen, Detlef/Reulecke, Jürgen (Hg.): Regionalgeschichte: ein Ansatz zur Erforschung regionaler Identität, in: Informationen zur Raumentwicklung 11 (1993).

Buchholz, Werner (Hg.): Landesgeschichte in Deutschland. Bestands-

aufnahme – Analyse – Perspektiven, Paderborn u.a. 1998.
Cremer, Will/Klein, Ansgar (Hg.): Heimat, 2 Bde., Bielefeld/Bonn 1990.
Frese, Matthias/Prinz, Michael (Hg.): Politische Zäsuren und gesellschaftlicher Wandel im 20. Jahrhundert. Regionale und vergleichende Perspektiven, Paderborn u.a. 1996.
Fried, Pankraz (Hg.): Probleme und Methoden der Landesgeschichte, Darmstadt 1978.
Gans, Rüdiger: Regionalbewußtsein und regionale Identität. Ein Konzept der Moderne als Forschungsfeld der Geschichtswissenschaft, in: Informationen zur Raumentwicklung (11) 1993, S. 781-792.
Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a.M. 1983.
Hauptmeyer, Carl-Hans (Hg.): Landesgeschichte heute, Göttingen 1987.
Hinrichs, Ernst/Norden, Wilhelm (Hg.): Regionalgeschichte. Probleme und Beispiele, Hildesheim 1980.
Mütter, Bernd/Uffelmann, Uwe (Hg.): Regionale Identität im vereinten Deutschland. Chance und Gefahr, Weinheim 1996.
Pohl, Karl Heinrich (Hg.): Regionalgeschichte heute. Das Flüchtlingsproblem in Schleswig-Holstein nach 1945, Bielefeld 1997.
Pollard, Sidney (Hg.): Region und Industrialisierung. Studien zur Rolle der Region in der Wirtschaftsgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte, Göttingen 1980.
Priamus, Heinz Jürgen/Himmelmann, Ralf (Hg.): Stadt und Region – Region und Stadt. Stadtgeschichte, Urbanisierungsgeschichte, Regionalgeschichte, Essen 1993.
Reulecke, Jürgen: Von der Landesgeschichte zur Regionalgeschichte, in: Geschichte im Westen 6 (1991), S. 202-208.
Sachsen-Anhalt: Beiträge zur Landesgeschichte Sachsen-Anhalts, Halle (Saale) 1998.
von Reeken, Dietmar: Landesgeschichte und regionale Identität. Überlegungen eines Historikers zum Landesjubiläum Niedersachsens, in: Osnabrücker Mitteilungen 102 (1997), S. 13-34.
Weisbrod, Bernd: Region und Zeitgeschichte. Das Beispiel Niedersachsen, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 68 (1996), S. 91-105.
Zang, Gert (Hg.): Provinzialisierung einer Region. Regionale Unterentwicklung und liberale Politik in der Stadt und im Kreis Konstanz im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft in der Provinz, Frankfurt a.M. 1978.
Zang, Gert: Die unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne. Reflexionen über den theoretischen und praktischen Nutzen der Regional- und Alltagsgeschichte, Konstanz 1985.